

Bernhard Schemmel

HUGO VON TRIMBERG DER RENNER

»Bey leben Bischoff Otten des andern kam von Cölln herauf gen Wirtzburg ein Licentiat der Rechten, Meister Conradt Jude von Mayntz geheißē, der ward daselbst ein Advocat und Procurator der geistlichen gerichte, verließ zween söhne, einen Michael genannt, der war Doctor beeder Rechten, Chorherr und Schulmeister zum neuen Münster, und ietzgedachten Bischoff otten, deßgleichen seines nachkommen Bischoff Albrechten geböhrnen von Hohenlohe Cantzler, ein geschickter, gelehrter und wohlgeachter mann; derselbe Meister Michael Jud überkam den obberührten hoff zum Löwen, bauet denselben gar köstlich, ließ auch einen steinern großen Löwen hauen und denselben auswendig des hofes ob dem thor in die mauren setzen, davon der hoff . . . zum großen Löwen genannt ward und biß auf diese stunde also heißet.« So lesen wir in der Chronik des Herzogtums Franken des Magisters Lorenz Fries von 1544. Fries berichtet dort die Geschichte des »Hofes zum Löwen« gegenüber dem Dominikanerkloster in Würzburg, der früher »zur Katze« geheißē hatte, den nun Michael Jud erwarb. Fortan nannte er sich selbst »von Löwen« oder »de Leone«, und unter diesem Namen ist er in die fränkische Geschichte und in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen.

Als er 1355 starb, da vererbte er seinem Neffen Jakob von Löwen seinen Hof und als Beigabe dazu, die immer mit seinem Hof und seinem Geschlecht verbunden bleiben sollte, ein kostbares Hausbuch. In ihm hatte er nicht nur seine eigenen Bemühungen um Geschichte und Kultur Würzburgs niedergelegt, darin ein Vorläufer des Magisters Lorenz Fries, der 200 Jahre später das gleiche Anwesen bewohnte; er hatte in ihm auch in bunter Fülle alles das zusammentragen lassen, was ihm an literarischer Überlieferung zur Verfügung stand und sein besonderes Interesse fand: u. a. eine Sammlung von Gedichten des Minnesangs, auch Walthers von der Vogelweide, von Beispielen und Mären des Stricker, Werken Konrads von Würzburg, aber auch ein deutsches Kochbuch, Grabschriften usw. Nur der zweite Teil dieser großangelegten Sammelhandschrift ist erhalten, er wurde 1573 an die Hochschule zu Ingolstadt geschenkt und kam von dort an die Universitätsbibliothek in

München. Das Register nennt für das 13. Kapitel des ersten Teils den »Renner«, der wohl der Hauptteil dieses verlorenen ersten Teils von Michaels Hausbuch gewesen ist. Nur einzelne Fragmente haben sich davon gefunden. Doch überliefern andere Handschriften dieses Werk des Hugo von Trimberg, um das es sich hier handelt, und einige von ihnen, die auf Michaels Bearbeitung fußen, nennen es so: »Renner ist ditz buoch genant / Wanne ez sol rennen durch di lant«. Von Michael selbst stammt nicht nur der Titel »Renner«, er hat das Werk auch »gecorrigit rechtvertigt und capitulirt und geregistirt zu gemeinem nutze und lere aller der die ditz buch lesen oder hoeren lesen«: er hat es also bearbeitet, in Kapitel eingeteilt und mit einem Register versehen.

Was ihm den Anlaß gab zu einem solchen Eingriff, der die Lektüre eines fast 24600 Verse umfassenden Lehrgedichts erleichtern sollte, das können wir uns gut vorstellen. »Nu sül wir aber vürbaz rennen / Und unsern herren baz erkennen.« Dieses Verspaar findet sich öfters in dem Werk, und zwar immer dann, wenn der Dichter seiner sich in vielen Einzelheiten verlierenden Darstellungsweise gleichsam die Zügel hatte schießen lassen und sich selbst wieder auf den geraden Weg bringen will. Er gebraucht dafür das Bild eines mit seinem Reiter durchgehenden Pferdes und veranschaulicht auf diese Weise den Stil seines Werkes:

»Mancher Reiter ist oft gerannt
Auf Rossen, die nach seiner Hand
Zuweilen nicht wollten laufen:
Dasselbe erkenne ich auch an mir,
Weil ich den Lauf etwas auseinanderreiße
Bei meinem Gedichte und mit ihm renne,
Wohin es mich trägt mit Gewalt . . .
Wer rennt, der kann nicht wohl verhindern,
Auch durch Staub und Pfützen zu gehen,
Über Gruben und Graben, über holperigen und ebenen Weg,
Über Stock und Stein und — das ist sein Recht —
Über Blumen, über Heide, über manchen Unflat
Und wo seines Rosses Lauf durchgeht,
Dem er sich nicht fügen mag,
Das ihn manchmal so weit hin dann
Trägt, daß er es mit Mühe zurückbringt
Und zuweilen mit ihm niederfällt:
So geht es mir mit meinem Gedichte:
Wenn ich es nach der einen Seite hin richte,
So läuft es nach der andern hin

Auf ein Feld, wohin vorher mein Sinn
 Ohne Zweifel nie gerichtet war:
 Bringe ich es wieder auf den Weg,
 So läuft es oft über manches Ziel,
 Weiter als mein Herze will;
 Über Stock, Stein, Staub, Blumen und Lachen
 Trägt es mich aus manchen Ursachen:
 Begegnet uns aber ein tiefer Graben,
 So strauchelt es selbst und wirft mich ab:
 So sitze ich wie in einem Traume
 Und fange es aber am Zaume
 Und laufe mit ihm übers Feld hin dann,
 Wie einer, der nicht wohl reiten kann.«

In diesem Bild, dem noch der alte Topos des vorgegebenen dichterischen Unvermögens folgt, deutet der Dichter mit dem Staub und den Lachen, den Pfützen, auch an, warum sein Weltbild so sehr vom Negativen bestimmt ist, das ihm auf der Straße des Lebens begegnete. Gleich der Beginn seines Werkes hebt mit einer Klage an: Von seinem fünfzigsten Jahre an habe er sich ein Ohrensausen zugezogen, so daß er sich bisher des Dichtens enthalten hatte:

»Wiewohl mir nun die Ohren sausen
 Und die Augen überfließen,
 So will ich doch ein Büchlein
 Meinen guten Freunden dichten
 Und mit Reimen so einrichten,
 Daß sie dabei gedenken mein.
 Welche es lesen oder lesen hören,
 Die sollen meiner Seele gnädig
 Sein, denn es steht geschrieben:
 Wer für eines andern Schuld bittet,
 Seine eigne Seele er damit löset
 Und tilget auch seine Missetat.«

Am Schluß des »Renner« nennt er selbst Namen, Stand und Zeit der Vollendung des Buches:

»Der diz buoch getihtet hât,
 Der pflac der schuol ze Tiurstat
 Wol vierzic jâr vor Babenberg

Und hiez Húc von Trimperc.
Ez wart vol tihtet, daz ist wár,
Dó tûsent und driu hundert jâr
Von Cristes gebürte vergangen wâren . . .«

Die Persönlichkeit Hugos von Trimberg ist uns gut greifbar aus eigenen Angaben in seinen Werken und aus einigen Bamberger Urkunden. Er nennt sich »von Trimberg« nach dem gleichnamigen Ort im Tal der Fränkischen Saale, doch wissen wir nicht, ob er Beziehungen hatte zu dem Adelsgeschlecht derer von Trimburg. Geboren ist er um 1230, aber nicht dort, sondern in einem Dorfe Werna oder Wern in Franken. Wir werden darunter höchstwahrscheinlich Oberwerrn im Werntal bei Schweinfurt zu verstehen haben. Um 1260 kommt er als Schullehrer in die Bamberger Vorstadt Theuerstadt an das Stift St. Gangolf. Zu der Einweihung dieses Stifts stand vielleicht die Abfassung des Ezzoliedes zwei Jahrhunderte früher in Beziehung. Seit 1290 arbeitet er an seinem »Renner« und vollendet ihn 1300. Jedoch fügt er Nachträge noch bis 1313 ein, wie wir aus der Erwähnung bestimmter genau datierbarer Ereignisse schließen müssen. Kurz nach diesem Datum wird er gestorben sein.

Als Bürgerlicher und als Laie hat sich Hugo eine beachtliche Bildung auf der Grundlage der sieben freien Künste erworben, jedoch an keiner der damals berühmten ausländischen Hochschulen. Den beachtlichen Schatz von 200 Büchern hat er in seiner Jugend gesammelt, um nach der alten Lehrer Sitte im Alter sein Brot damit zu verdienen — doch nun muß er erfahren, daß ihm diese Bücher wenig nützen, da niemand die Künste lernen will, die manchem Gut, Ehre und Gunst eingebracht hatten vor 1000 Jahren, als die Schüler noch einfachen Sinnes, schüchtern, keusch und mäßig waren, nicht Trinker, Spieler und gefräßig. Obwohl er ein Haus besaß, war er nicht sonderlich mit irdischen Gütern gesegnet, da ihm seine Stelle kein festes Einkommen eintrug. Zwölf Menschen aßen täglich sein Brot, als er den »Renner« dichtete, ein Sohn war ins Kloster gegangen. Zudem hatte er unter Wucherzinsen zu leiden. Er klagt, daß die Bamberger nicht mehr so freigiebig seien wie ehemals. Zu den Gewissensbissen über seinen Lebenswandel in der Jugend treten persönliche Klagen über Armut, Krankheit, Altersschwäche.

»Als ich noch zwanzig Jahre war,
Was ich da sah, hörte oder las,
Das ward sogleich von mir aufgenommen:
Als mir die jungen Jahre entglitten,

Da entglitt des Verstandes Kraft mit ihnen,
 So daß ich nun halb nicht bin,
 Was ich war bei vierzig Jahren,
 Da meine Sinne noch waren
 So ganz, daß ich die Kraft hatte,
 Zweihundert Verse zu behalten,
 Oder Reime deutsch oder latein,
 Drei Tage in meines Herzens Schrein,
 Daß sie gänzlich darinnen blieben,
 Bis sie von mir wurden aufgeschrieben:
 Was ich aber nun leider dichte,
 Wenn ich das nicht sogleich verrichte,
 So habe ich's mehr als halb verlorn.«

Die persönlichen Altersklagen münden ein in allgemeine Klagen über die Zeit, so daß er das Gefühl hat, »in dirre wilden werlde ellende« zu leben, in der Fremde dieser schlechten Welt, die von Tag zu Tag schlimmer wird. So flüchtet er sich in eine ideale gute alte Zeit, die er dem Heute immer wieder gegenüberstellt. »Wilent ein guot gewonheit was...« das ist der allgemeine Tenor. Als Ideal nennt er neben der *mâze*, der ausgleichenden Mitte zwischen den Extremen, immer wieder die »slechte einvelte und reine güete« der Menschen. Nur selten löst sich der Dichter aus dieser pessimistischen Stimmung, am reinsten wohl in einem Bild, das er zweimal gebraucht:

»Altersfreude und Abendschein
 Mögen wohl gleich einander sein,
 Sie trösten wohl und fahren hin,
 Wie in einem Regen eine müde Bien'.«

Es ist wohl im Wesen des Didaktischen begründet, vom Negativen auszugehen, und so darf Hugos Lehre von den sieben Hauptsünden nicht einseitig biographisch erklärt werden. Der »Renner« ist in seinem Wesen lehrhaft, wie auch die lateinischen Werke Hugos, die mit ihm in Lebens- und Weltanschauung, in der ethischen Einstellung übereinstimmen.

»Vorher hatte ich sieben Büchlein in Deutsch gemacht, und in Latein fünfeinhalb«, erklärt der Dichter am Anfang des »Renner«. Von den deutschen kennen wir nur eines mit Namen, erhalten ist uns auch das nicht. Es ist der »Samener«, den er 34 Jahre vor dem »Renner«, also 1266, gedichtet hatte. Eine Lage mit fünf Bogen ging ihm davon verloren, und

der Ärger darüber ließ die Arbeit ins Stocken geraten, so daß er diesen »Sammler« wohl im »Renner« hat aufgehen lassen.

Von den lateinischen Werken Hugos sind uns drei erhalten, die alle vor dem »Renner« geschrieben wurden: eine Schulliteraturgeschichte in Versen von ungefähr 1280, die fast 100 Werke alt- und mittellateinischer Autoren behandelt; eine Sammlung von 166 Exempeln und Predigtmärlein, die den Geistlichen eine Hilfe für die Predigt geben sollten; eine Zusammenstellung von 200 Kalenderheiligen in gereimten Hexametern, die den stärksten Beifall unter Hugos lateinischen Werken fand, sollte sie doch helfen, sich den Kalender einzuprägen, der ja durch die Feste und Gedenktage der Heiligen und nicht durch abstrakte Zahlen bestimmt war.

Der »Renner« ist eines der meistgelesenen Bücher des Spätmittelalters gewesen, das didaktische Hauptwerk des Spätmittelalters schlechthin, eine gewaltige Summe spätmittelalterlicher Lebenslehre. 60 erhaltene Handschriften und Fragmente zeugen von seiner Beliebtheit; sogar Auszüge der wesentlichsten Bestandteile des umfangreichen Werkes sind angefertigt worden, und noch 1549 ist es gedruckt worden durch den Frankfurter Buchdrucker Cyriacus Jacobus zum Bock. Früh setzte dann die Beschäftigung der Wissenschaft mit dem »Renner« ein; so plante schon Lessing eine Ausgabe; 1833–1834 schließlich veranstaltete der Historische Verein Bamberg einen ersten Abdruck nach der Erlanger Handschrift.

Der »Renner« ist ein umfassendes Lehrgedicht, das sich nach Hugos eigenen Worten zum Ziel gesetzt hat, die bislang in deutscher Sprache nicht zugänglichen Lehren kirchlicher Autoritäten dem breiten Publikum zugänglich zu machen. Es ist eine »Summe« mittelalterlicher Lebenslehre, basierend auf der Heiligen Schrift und besonders dem Alten Testament, auf den Kirchenvätern, aber auch auf antiken Schriftstellern. Grundlage der Darstellung sind die sieben Hauptsünden, erweitert wird das Werk durch die Hereinnahme einer Fülle von Wissensgebieten. Das große Vorbild des Dichters ist die Spruchsammlung Freidanks, des vielzitierten »weisen Mannes«, die in die zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts gehört. Nach einem Leitwort erhielt sie den Namen »Bescheidenheit«, ein Werk, das fähig machen soll, in ethischen und religiösen Fragen zur richtigen »Entscheidung« zu kommen. Seine Welt ist noch höfisch-ritterlich gefärbt, doch neben seiner Lasterlehre gibt Freidank auch, mehr als die spätmittelalterlichen Lehrdichtungen, eine Lehre dessen, was man tun soll, eine Tugendlehre.

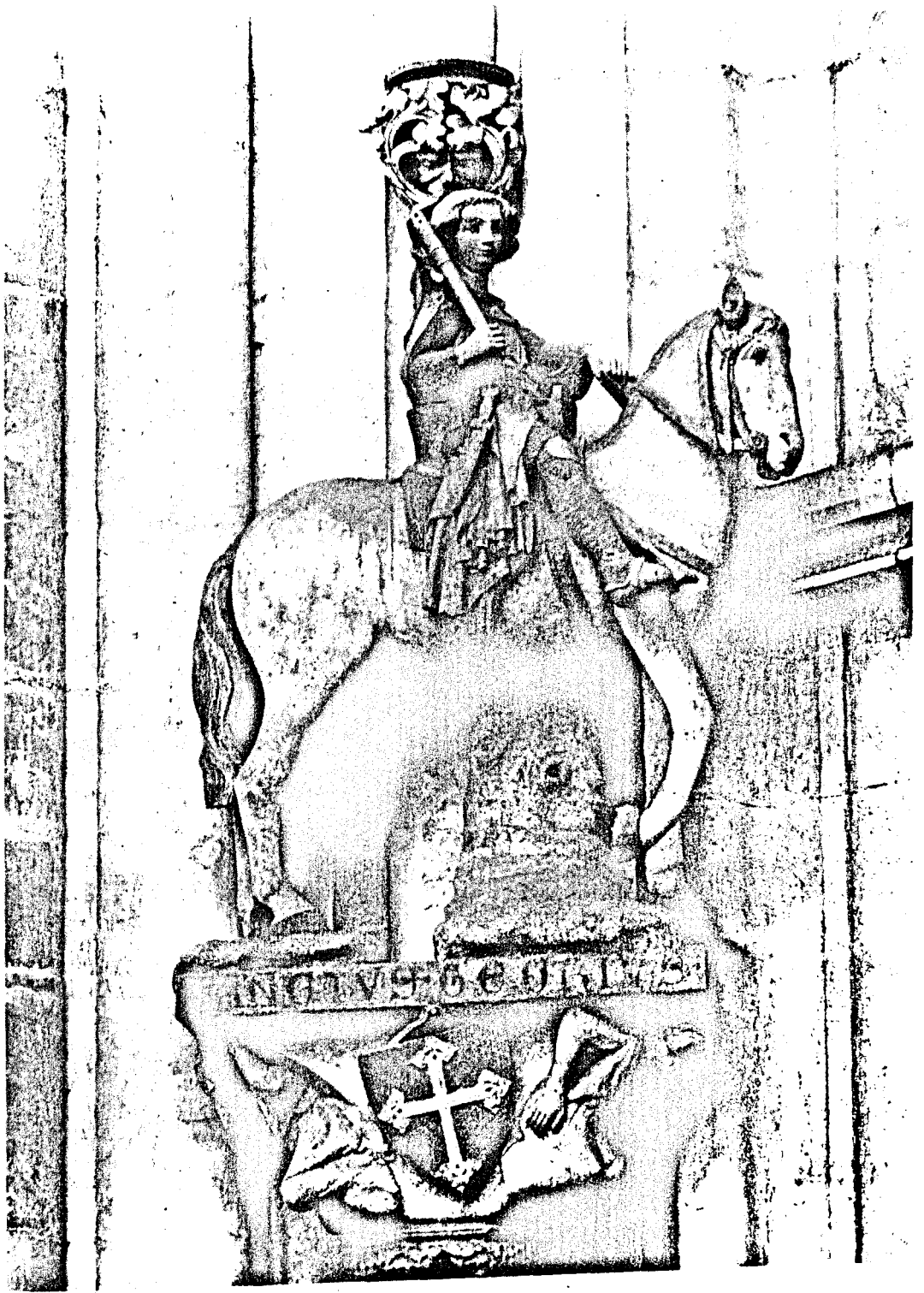
Der »Renner« will eine bürgerliche Lebenslehre geben, die im letzten auf die Erkenntnis Gottes gerichtet ist. Man hat ihn mit einer großangelegten Reimpredigt verglichen, und in der Tat bedient sich Hugo

mancher Mittel der Predigt: neben der rein erzählenden Darlegung der Lehre verwendet er zu deren Veranschaulichung bispiel, Exempel oder Predigtmärlein, die Tierallegorie, Anreden an den Leser, gebethafte Anrufe zu Gott. So ist er zugleich allegorisch und realistisch, abstrakt und konkret: abstrakt in der Darlegung der Lehre, konkret in ihrer Veranschaulichung durch Züge des Lebens des 13. Jahrhunderts, die er in sein Werk hereinnimmt, meistens um sie abzuwerten. Mit den Lehren der Bibel und der Kirchenväter will er seine Worte »auslegen«, interpretieren, denn ihnen glaube man mehr als ihm. Für diese Technik der Auswahl der Quellen findet er ein schönes Bild:

»Ich habe gestupfelt wie ein Mann,
Den eignen Acker nie gewann,
Und in reicher Leute Korn
Hinten Ähren las, wenn sie vorn
Sicheln voll wegtrugen oder Garben.
An tausend Mark muß der darben,
Der zu drei Scherflein ist geboren:
Wer fleißig Ähren liest, der hat auch Korn.«

Mit der Allegorie vom Lebensbaum beginnt er seine Lehre von den sieben Hauptsünden:

»Ich kam auf eine Heide,
Die zu guter Augenweide
Sehr schön gezieret war.
Da drangen Blumen durch das Gras,
Von Blumen war sie farbig wie Seide.
Ein Steig, der mich dahin brachte,
Der war grasig und schmal.
Die Heide lag in einem Tal,
Gleich gemessen und nicht zu breit,
Von hohen Bergen umgeben.
Darin begann ich umherzugehen.
Da sah ich einen Baum dort stehen
Auf einem grünen Raine,
Abgesondert ganz alleine,
Der war sehr schön gezieret,
Denn er stand lichter Blüten voll.
Unter dem Baum auf einer Seite war
Gar wonnigliches Gras.



*St. Georg als ritteilicher Heiliger (s. St.-Georgs-Legende des Reinbot von Durne).
Regensburg, Dom. Um 1330.*



Spätmittelalterliche Predigtszene im Freien mit Darstellung des Berthold von Regensburg.
Handschrift des 15. Jahrhunderts. Wien, Österreichische Nationalbibliothek.

Daneben stand ein wilder Dorn,
Der hatte sich da seinen Platz erkorn.
Bei dem lag eine Lache:
Wisset, das hat seine Ursache,
Denn daneben stand ein Brunnen,
Da war große Wonne.
Auf dem Baume sangen die Vöglein,
Was könnte lieblicher sein?
Als der Baum, den ich sah
Auf der Heide,
Wie ich vorher sprach,
Seiner Blüte ward leer,
Beladen ward er alsbald
Mit vielen Birnen, das ist wahr.
Ehe die aber ganz zeitig wurden,
Ward ein Teil von ihnen abgebrochen:
Die lassen wir bleiben, wer die habe
(Wem eine der unreifen ward,
Den reut sehr leicht die Fahrt).
Der andern Birnen war immer noch genug.
Wieviel das Wetter auch an sie schlug,
Sie wollten dennoch nicht fallen,
Bis daß sie zeitig alle
Miteinander wurden gar.
Da kam ein Wind geflogen,
Der ist Neugier genannt
(Ihn haben die Mädchen wohl erkannt
Und auch die Frauen in allen Landen).
Er schüttelte den Baum sogleich
So recht wunderbarlich,
Daß die Birnen gleich
Miteinander alle
Davon begannen abzufallen.
Ein Teil von ihnen kam in die Pfütze:
Niemand nahm die heraus;
Ein Teil fiel in den Brunnen:
Die wurden nicht herausgenommen;
Ein Teil von ihnen fiel in den Dorn:
Mich dünkt, die sind auch verlorn,
Denn sie müssen faulen darin
(Das kann man nicht abwenden).

Ein Teil von ihnen fiel auch auf das Gras:
Die lagen wohl, wieviel ihrer auch waren:
Obschon ihnen das Wetter weh tat,
So verdarben doch jene eher,
Die da lagen an schlimmer Statt,
Wie man euch vorhin erklärt hat.«

Es folgt die Auslegung dieser Allegorie, die mit dem allegorischen Spaziergang einsetzt, zu dem Locus amoenus, dem schönen Ort, gelangt und auf dem biblischen Gleichnis vom Sämann aufbaut; vom Baum des Lebens wird dann im folgenden eine Verbindung hergestellt zu dem Kreuzesbaum. Der Rain bedeutet Adam, der Baum Eva, die aus ihm genommene Rippe; der Brunnen ist der Geiz, der Dornbusch die Hoffart, die Pfütze die übrigen fünf Hauptsünden. Die Birnen sind die Menschen, die Heide ist diese Welt, das grüne Gras die Reue.

Sechs »Distinctionen« gliedern diese große Bußpredigt, die den sieben Hauptsünden gewidmet sind, der Hoffart, dem Geiz, der Gefräßigkeit, der Unkeuschheit, dem Zorn und dem Neid, der Trägheit. Obwohl die Hoffart an der Spitze steht, ist doch der Geiz, die Habsucht die schlimmste aller Sünden und wird im Grunde in jeder Distinction behandelt. Die kleineren Sünden werden in ständischer Gliederung als »Ingesinde« an die Hauptsünden angeschlossen. Bei dieser auseinanderdrängenden Fülle des Stoffes, bei dessen Darstellung der Dichter vom Hundertsten ins Tausendste kommt, scheint immer wieder die Allegorie vom Lebensbaum durch, die alle Einzelheiten sinnvoll zu beziehen versucht. Der Rahmen wird gespannt vom Ursprung aller Sünde, vom ersten Sündenfall im Paradies bis zum Jüngsten Gericht. In ihm entfaltet Hugo seine moralische Erkenntnislehre auf Grund der bürgerlichen Lebensanschauung. Sie ist bestimmt durch den unüberwindlichen Gegensatz von Gott und Welt: »Swer êwigez leben wil erwerben, / In dem muoz vor diu werlt sterben«: Alles irdische Streben gewinnt seinen Sinn nur, wenn es auf das ewige Leben gerichtet ist. Entsprechend werden in einer Art Naturlehre, die der Behandlung der sieben Laster folgt, alle Dinge geistlich interpretiert.

»Auf des Tempels Kreuze steht ein Hahn,
Daß er uns Christenleute ermahn',
Pfaffen, Ritter und Bauern,
Daß wir erkennen seine Natur
Und nach dem Hahne unser Leben
Gegen unsern Schöpfer richten eben.

Der Hahn will nicht, daß man ihn strafe,
 Weil er sich selber aus dem Schlafe
 Des Nachtes wecket ungezwungen,
 Während wir Alten mit den Jungen
 Die trägen Körper niedersenken
 Und wenig an die Not denken,
 Die Gott litt, da man ihn fing
 Und da er vor den Richter ging
 Und da die Juden über ihn riefen
 Bei Nacht, da andre Leute schliefen:
 Darum wecket uns in der Nacht der Hahn,
 Daß er uns an den großen Jammer mahn',
 Der an unserm Herren ward begangen,
 Da er unschuldig ward gefangen.«

In dieser »geistlichen Zoologie« erhält der Hahn die Funktion, die Menschen aus dem Schlaf der Sünden zu wecken. Allegorisch gedeutet, entspricht das der Funktion der Priester.

Bei der Darstellung der Laster geht Hugo von den einzelnen Ständen aus. Ganz konkret beginnt er zunächst von den Mädchen: »Kurzen muot und langez hâr / Habent die meide sunderbar.« Dann schildert er in einer langen satirischen Aneinanderreihung gleichartiger Sätze, was die Mädchen alles auszusetzen haben an ihren Zukünftigen, so daß genug vor lauter Wählerei doch sitzenbleiben. In einem späteren Kapitel »Vom Tanzen« zitiert er erst den hl. Gregorius, der das Tanzen ablehnt, und schildert dann die einzelnen Instrumente beim Tanz, um schließlich wieder auf die Mädchen zu kommen:

»Solches Spiel ist der Tugend Verderben:
 Denn einer mit eines Pferdes Schwanz
 Streicht über vier Schafsdärme,
 Daß ihm seine Finger und sein Arm
 Müder werden, als wenn sie hätten
 Einen ganzen Tag Unkraut gejätet.
 Auch ist der jungen Mädchen traut,
 Der eines toten Hundes Haut
 Drücket, daß sie bellen muß:
 Dem zuvor der Tod vom Bellen abhalf,
 Dessen Haut muß nach seinem Tode bellen
 Und über sieben Äcker schellen.
 Danach kommt ein andrer Tor,

Der bringt eine Blase und ein Rohr.
 Die Blase drückt er zu mancher Stunde
 Hin und her vor seinem Munde,
 Daß ihm die Backen schwellen dabei:
 Seht, so werden der Blasen drei:
 Diese blähen sich hin, jene blähen sich her:
 Wenn die zwei leer sind an Atem,
 So gibt die dritte bald den Ton,
 Der vor den Mädchen klinget schön.
 Zum ersten treten sie gar leise
 Und reihen danach mit Preise
 Und springen dann auf, wie wenn sie toben:
 Wer soll diese Torheit loben,
 Denen Gottes Liebe ist unbekannt,
 Wenn sie nach der linken Hand
 Um und um sich schwenken
 Und wenig an den gedenken,
 Den die linke Hand bedeutet,
 Und auch, daß uns Gott verbietet
 Aller Hände Missetat?
 Manches Mädchen viel mehr Anstand hat
 Bei des Tanzes Umtreten
 Als in der Kirche: wo sie beten
 Sollten, da hört man sie schwätzen
 Mit ihren Gespielen, daß sie den Pfaffen
 Zuweilen irren, wenn er singet.
 Manche zu dem Altar dringet
 Mit einem »eija« recht wie ein Widder,
 Die beim Tanze ihre Augen nieder
 Schlägt wie ein dummes Gänselein;
 So kauet sie das Mündchen,
 Daß es rot werden muß ohne Ursache;
 Die doch manchen Irrweg kennt,
 Die gebart sich so schön, daß wir schwüren,
 Sie könnte ein Kälblein nicht führen
 Mit einem Bündlein auf die Weide:
 Nimmt einer die, dem geschieht viel Leid,
 Weil sie den Anstand gar vergißt
 Und ihres Herzens Senf austeilte . . .
 Selig ist der, dem Wein und Weib
 Nicht verspielen Seele und Leib.«

Noch im Rahmen der alten Ständereiheit Pfaffen, Ritter und Bauern behandelt Hugo von Trimberg, der Bürgerliche, die einzelnen Berufsgruppen. Ich kam in ein Dorf geritten, so hebt er an, da lagen Bauern, wie sie zu tun pflegen, nach ihrer Gewohnheit gemächlich auf ihren Bäuchen. »Zuo irn houbten sâzen ir ammen, / Die mit flîze tierlich suochten, / Der si lûtzel hin nâch geruochten.« Sie ließen sich also von ihren Müttern nach Läusen absuchen. Einer geht auf den Dichter zu, der hier selbst als Lehrer auftritt, und fragt ihn: »Vil lieber herre, wie gefüegēt sich daz, / Daz iu herren ist vil baz / Denne uns armen gebûren? / Sint ein liute eigen, die andern fri?« Es stellt sich also die soziale Frage, die Frage nach oben und unten, nach arm und reich, und Hugo muß den Bauern Bescheid tun. Wenn auch die Menschen von Natur aus gleich sind, so müssen sie doch in einer festgefügtten Ordnung leben, die gottgewollt ist und keineswegs gesprengt werden darf. Die gleiche Problematik wie im »Meier Helmbrecht« klingt hier an. »Ein jeglicher Stand ist gut, / der Gottes Willen tut«, ist Hugos Grundgedanke.

Ein Verhältnis zum Rittertum hat er nicht mehr, da dieses für ihn keinen in sich selbst ruhenden Wert mehr darstellt: Die alte Ordnung des Rittertums ist zerbrochen. So wertet er auch die höfischen Epen ab, die für ihn nur Bücher voller Lügen sind. Mit der Geistlichkeit geht Hugo besonders streng ins Gericht, weil sie den übrigen Menschen Vorbild sein soll. Auch den Papst verschont er nicht, der als geistlicher Oberhirte seine Schafe weiden, aber nicht scheren soll. Scharf wendet er sich gegen die Käuflichkeit in der Kirche: »Wer St. Peter in Rom kaufen will, dem gibt man noch St. Paul dazu und verschachert so Gott selbst«, bemerkt er mit bissiger Ironie.

Manche stilistischen Mittel setzt der Dichter ein neben der rein didaktischen Darbietung seiner Lehre: das Bildhafte, das Allegorische, das Knapp-Prägnante des Sprichworts und des Sprichworthaften, das Ausmalende des Beispiels, das Erzählhafte des Exempels, die Tierfabel. Meisterhaft, ja geradezu manieristisch handhabt er seine Sprache. Mittel zur Intensivierung ist ihm die addierende Reihung, wobei er oft an den Satzbeginn das gleiche betonte Wort mehrmals hintereinander setzt. Grotteske Namen wie Nimmervol und Nagehart, Schindengast und Lügenhart, Lërenbiutel und Füllensac türmt er auf, wie wir sie auch aus dem »Meier Helmbrecht« kennen. Mit den Lauten spielt er, so wenn er vom ersten Sündenfall, den Namen Eva in das Ave des Englischen Grußes umkehrend, zu einem hymnischen Lobpreis der höchsten aller Frauen, Maria, gelangt. Er, der scheinbar seine Stoffülle nie zu bändigen weiß, versteht es doch, den Gehalt einer Aussage in äußerster sprachlicher Konzentration in einer sprichwortartigen Sentenz zu fassen, oder in einem bîspel anschaulich zu machen, wie in der folgenden Tierfabel:

»Ein Fuchs einen Storchen zu sich nach Hause bat
 Und führte ihn mit sich an eine Statt,
 Da er auf einen breiten Stein
 Ein dünnes Mus goß, das er allein
 Aufleckte mit seiner Zungen.
 So war es dem Storch gelungen,
 Daß er gar hungrig von ihm schied.
 Nun hört, wie er sich darauf beriet:
 Da der Fuchs sein Gast auch war,
 Setzte er ihm vor ein lauterer Glas,
 Das war oben eng und unten weit,
 Daren er zu derselben Zeit
 Eine gar gute Speise goß,
 Die in dem Glase herumfloß.
 In der begann er zu schnattern
 Und sprach zu seinem Gevatter:
 »Esset fest, Gevatter, ihr pflegtet meiner wohl!
 In Treue ich euch das vergelten soll,
 Wie denn ein Freund dem andern tut.
 Denn euer Mus, das war so gut,
 Daß ihr es ganz alleine aßet
 Und eure Treue an mir vergaßet.«
 Also schied der Fuchs von dannen,
 Zornes voll, an Speise leer.«

Aus den in den »Renner« einbezogenen Wissensgebieten erwächst das Kapitel »Von manigerleie spräche«. Hugo entschuldigt sich darin, daß er bisweilen mundartliche Formen verwendet und versucht, eine kurze Charakteristik der Mundarten aufzustellen.

»Ein ieglich mensche sprichet gern
 Die spräche, bi der ez ist erzogen.
 Sint miniu wort ein teil gebogen
 Gein Franken, nieman sî das zorn,
 Wenne ich von Franken bin geborn.«

In diesem bewußten Gefühl seiner fränkischen Heimat formuliert er, was eine Region kennzeichnet: die eigene Art, die Sitte, die Sprache und die Tracht:

»Ein ieglich lant hât sînen site,
 Der sînem lantvolke folget mite.

An sprâche, an mâze und an gewande
Ist underscheiden lant von lande.«

Mit einem Sprichwort wendet er sich wieder seiner Heimat zu. Es ist der erste Beleg des Begriffes »altfränkisch«, den wir kennen, doch Hugo von Trimberg verwendet ihn noch nicht in dem uns heute geläufigen Sinne:

»Auch soll man noch besonders danken
Eines Sprichwortes allen rechtschaffenen Franken:
Man spricht gern, wen man lobet heute,
Er sei der alten fränkischen Leute:
Die waren einfachen Sinnes, getreu, wahrhaft:
Wollte Gott, daß ich also wäre!
Sein Vaterland niemand schelten soll,
Seinen Gastgeber, seinen Herren, das ziemt sich wohl:
Ist aber keine Tugend in diesen drein,
Schilt man sie dann, das lasse ich sein.
Frankenland hat Ehren viel . . .«